

Literarische Indienbilder im 19. Jahrhundert

Teil 2

Reinhold Schein

Nachdem Indien mit seinen Mythen, Göttern und hochfliegenden philosophischen Konzepten gegen Ende des 18. Jahrhunderts rasch einen prominenten Platz in der Wahrnehmung deutschsprachiger Literaten errang, wirkt die idealistische Sicht der klassisch-romantischen Schriftsteller auf Indien durch das ganze 19. Jahrhundert weiter. Angeregt von der noch jungen Indologie als einer durchaus populären Wissenschaft bleiben die religiös-philosophisch geprägten Sanskritschriften des alten Indien im Zentrum des Interesses, wobei das ethische Gebot der Gewaltlosigkeit eine gewisse Faszination ausübt. Das reale Indien unter britischer Kolonialherrschaft spielt dagegen eine untergeordnete Rolle. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts treten Person und Lehre des Gautama Buddha in den Vordergrund. Stilistisch orientiert man sich meist an den Klassikern, ohne aber das sprachlich-gedankliche Niveau des großen Vorbilds Goethe zu erreichen.

Ein Bühnenstück legt der dichtende preußische Regierungsrat **Friedrich August von Heyden** (1789–1851), der ansonsten hauptsächlich mittelalterliche Stoffe bearbeitete, mit seinem Einakter *Magandola oder die Perle des Ganges. Ein indisches Märchen*¹ vor.

Die an Shakuntala erinnernde 16-jährige Magandola, Findelkind und Ziehtochter eines alten Brahmanen, begegnet in idyllischer Umgebung am Oberlauf des Ganges König Nagor, der auf der Flucht vor Rebellen ist. Schnell verliebt sich der König in die schöne Magandola und auch sie schaut ihn mit Wohlgefallen an. Doch bald entspinnt sich ein grundsätzlicher Konflikt zwischen der Ethik der Gewaltlosigkeit, in der das Mädchen aufgezogen wurde, und dem Ethos der Krieger-Aristokratie, aus der Nagor stammt. Fast wäre es mit ihrer zart aufkeimenden Liebe abrupt zu Ende, als der König mit Pfeil und Bogen eine Taube erlegt. Doch von ihren Vorhaltungen erschüttert, bittet Nagor um Vergebung. Er gelobt, nie wieder Blut zu vergießen, und wirft auf ihren Wunsch sein Schwert in den Fluss. Als die Rebellen ihn ergreifen und töten wollen, wird der nun wehrlose Nagor durch direktes Eingreifen der Götter gerettet. Schließlich tritt die Göttin Ganga selbst auf und offenbart Magandola, dass sie ihre eigene Tochter ist. Sie segnet deren Bund mit Nagor und sein zukünftiges Wirken als Friedensfürst. Magandola bringt es auf den Punkt:

(Sie bricht einen Palmzweig ab und reicht ihn ihm.)

Du gabst dein Schwert mir hin als Liebeszeichen;
Nimm diesen Zweig – er ist des Friedens Pfand,
Mit diesem sollst du Indiens Völker hüten.

Von Heydens idealistisches Plädoyer für eine radikale Gewaltlosigkeit ist ein kühnes Statement im militärfreudigen Preußen. Es passt zu seiner standhaften Weigerung, den ihm 1843 angetragenen Posten eines Zensors zu übernehmen, was ihn in Konflikt mit seinem Ministerium bringt.

Auch der jung verstorbene **Michael Beer** (1800-1833), Bruder des Komponisten Giacomo Meyerbeer, schreibt ein Bühnenstück, *Der Paria*, das 1823 in Berlin uraufgeführt wurde. Dieses „Trauerspiel in einem Aufzuge“², wie *Magandola* in Blankversen abgefasst, denunziert die Grausamkeit des nicht auf die Person, sondern allein auf die

Der Paria.

Trauerspiel in einem Aufzuge

von

Michael Beer.

Zum Erstenmale dargestellt auf dem königlichen Theater zu Berlin, den 22. December 1825.

Stuttgart und Tübingen,
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1 8 2 9.

Abstammung achtenden Kastendenkens. Es wird als „Schmerzschrei über die Pariastellung des Judentums“ in Europa wahrgenommen.

Heinrich Heine (1797-1856), Romantiker und zeitkritischer Spötter, begann sein Jurastudium 1819/20 an der Universität Bonn. Mehr als die Juristerei interessierten ihn allerdings die Vorlesungen von A. W. Schlegel, was seine gute Kenntnis der indischen Mythen- und Götterwelt erklären mag, die er in etlichen Gedichten beweist. Vor allem die Exotik und Erotik Indiens inspirieren ihn, so etwa in drei Sonetten, die er 1823 Friederike Rober, einer Schwägerin der Berliner Salondame Rahel Varnhagen, widmet. Zum Lobpreis von Friederikes Schönheit entfaltet Heine eine traumhaft schöne Landschaft und bevölkert sie mit Menschen und Göttern:

[...]

Komm mit nach Indien, nach dem Sonnenlande,
Wo Ambrablüten ihren Duft verbreiten,
Die Pilgerscharen nach dem Ganges schreiten,
Andächtig und im weißen Festgewande.



Links: Friederike Rober.
Portraitzeichnung von
Wilhelm Hensel

Unten: Heinrich Heine.
Radierung von Ludwig
Emil Grimm



Dort, wo die Palmen wehn, die Wellen blinken,
Am heiligen Ufer Lotosblumen ragen
Empor zu Indras Burg, der ewig blauen;

Dort will ich gläubig vor dir niedersinken,
Und deine Füße drücken, und dir sagen:
Madame! Sie sind die schönste aller Frauen!
[...]

Gott Kama lauscht aus allen deinen Zügen,
Er wohnt in deines Busens weißen Zelten,
Und haucht aus dir die lieblichsten Gesänge;

Ich sah Wassant auf deinen Lippen liegen,
In deinem Aug' entdeck ich neue Welten,
Und in der eignen Welt wirds mir zu enge.
[...]³

Friedrich Rückert (1788-1866), Dichter, Orientalist, polyglotter Übersetzer aus dem Persischen, Arabischen und dem Sanskrit, verfasste die umfangreiche Sammlung *Die Weisheit des Brahmanen. Ein Lebrgedicht in Bruchstücken* (6 Bände, 1836-39). Der in Alexandrinerversen sprechende Brahmane wird im einleitenden Gedicht vorgestellt, und es wird schnell klar, dass er Rückerts eigene Gedanken zu allgemein menschlichen, philosophischen und Zeitfragen ausspricht.

Ein indischer Brahman, geboren auf der Flur,
Der nichts gelesen als den Weda der Natur;
Hat viel gesehn, gedacht, noch mehr geahnt, gefühlt
Und mit Betrachtungen die Leidenschaft gekühlt;
Spricht bald, was klar ihm ward, bald um sich's klar zu machen,
Von ihm angehenden halb, halb nicht angehenden Sachen.
Er hat die Eigenheit, nur Einzelnes zu sehn,
Doch alles Einzelne als Ganzes zu verstehn.
Woran er immer nur sieht schimmern einen Glanz,
Wird ein Betkügelchen an seinem Rosenkranz.

Anknüpfend an eine arabisch-persische Tradition, die in der Urdu-Literatur Indiens fortgeführt wurde, schrieb Rückert etliche Gedichte in Ghaseleform (d. h. mit dem gleichen Reimklang in jedem zweiten Vers), so z. B. über die Begegnung Alexanders des Großen mit den „Gymnosophen“, den nackten Weisen Indiens. Auf Alexanders Frage nach der Essenz ihrer Weisheit antworteten sie ihm:

Wir tragen kein Gewand, weil nackt ins Leben
der Mensch und nackt muss aus dem Leben reisen.
Wir führen Krieg nicht, weil das Gold der Erde
nicht wert ist, rot zu färben drum das Eisen.
Die Erd' ist unser Bett, und unsre Decke
der Himmel, dessen Lichtgestirne kreisen.
Und Alexander wollte, dass er bitten
von ihm sich sollten ein Geschenk die Weisen.
So wollest du uns binden Tod und Alter,
Dass wir nicht sterben und auch nicht ergreifen!

Er sprach: Nur das steht nicht in meinen Kräften.
Sie sprachen: Hoher Herr, des Macht zu preisen!
Was willst du denn uns andre Schätze bieten,
die, wie du siehst, uns keinen Dienst erweisen?⁴

Der Lyriker und Dramenautor **Emanuel Geibel** (1815-1884) verfasste die lange Ballade *Orientalischer Mythos*. Auf Geheiß einer Fee trägt ein Dschinn die schöne Prinzessin vom Ganges im Schlaf auf das Feenschloss nach Kaschmir, wo sie einen ebenso schönen, jungen Jäger neben sich aufwachen sieht. Die Geschichte erinnert stark an die Märchen aus Tausendundeiner Nacht, allerdings bleibt hier das Ende offen.



Emanuel Geibel. Kupferstich von August Weger

In seinem Gedicht *Indische Weisheit* (1856) setzt sich Geibel mit der Lehre der Reinkarnation auseinander, speziell mit dem Glauben, dass der letzte Gedanke vor dem Tod die Umstände der nächsten Geburt bestimmt:

Der Ganges rauscht; vernimm im Abendrot
Die Lehre von der Wandlung nach dem Tod.
Was ist, das ist von Anfang her gewesen
Und wird im Tod zu neuem Sein genesen.

Der Inhalt bleibt, doch wechselt fort und fort
Die Signatur nach ew'ger Satzung Wort.

Woran dein Herz zuletzt gedacht auf Erden,
Darein wirst sterbend du verwandelt werden.

Triffst dich, o Jäger, noch voll Mordbegier
Der Tod: den Wald durchschweifst du einst als Tier.

Warst du vertieft, der Schöpfung Lied zu lauschen,
Als Blume wirst du blühn, als Welle rauschen.

Und so dein Gold dir zwang den dumpfen Sinn,
Zum Erz im Bergeschacht fährst du dahin.

Wohl faßt vor solchem Schicksal dich ein Beben;
Doch steht's bei dir, in's reinste Licht zu streben.

Gedenk' an Gott zur Stunde, da der Pfeil
Des Todes schwirrt, und du wirst sein ein Teil;

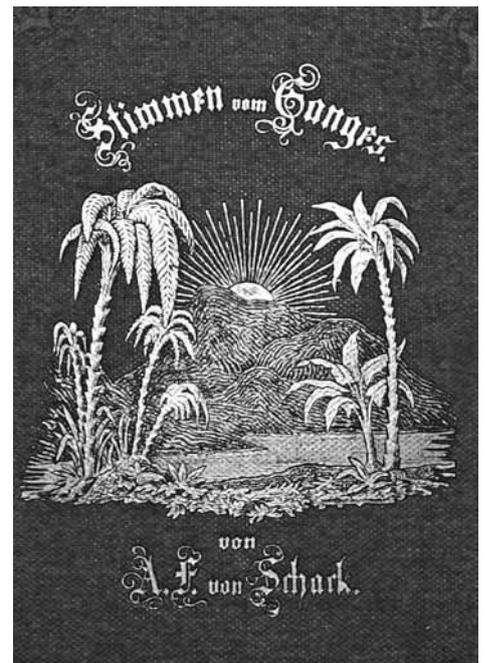
Ein Tropfen, licht in's Meer zurückgesunken,
Spielend in seiner Glut ein reiner Funken.

Doch dies erwäge: Jählings naht der Tod
Und keiner sagt dir, wo noch wann er droht;

So sei, daß er nicht überrascht dich fälle,
Dein Auge stets gekehrt zur ew'gen Helle,

Und deines Wesens Blüte todbereit
In Gott versenkt zu jeder Stund' und Zeit.⁵

Mit Geibel befreundet war der Schriftsteller und Literaturhistoriker **Adolf Friedrich von Schack** (1815-1884), der auch orientalische Sprachen studiert hatte. Er verfasste zwölf freie Nachdichtungen indischer Mythen: *Stimmen vom Ganges*. Eine Sammlung indischer Sagen, Berlin 1857.



Adolf Friedrich v. Schack, *Stimmen vom Ganges*. Eine Sammlung Indischer Sagen. Berlin, Hertz, 1857.

Von Schack war weitgereist, aber nicht nach Indien gekommen. Dieses blieb, wie aus seinem Gedicht *India* hervorgeht, ein Sehnsuchtsland für ihn:

Oft, wenn der Lebenstag mit dumpfer Schwüle
Auf meinem Haupte drückt,
Eil' ich zu dir, daß frische Dämmerkühle
Die müde Stirn erquickt.

Vom Glanz der Erdenjugend noch umflossen,
Vom Frührot überglüht,
Ist, reich in Duft und Farbenpracht erschlossen,
Dein Garten aufgeblüht.

Hoch von des Himalaya eis'ger Klippe,
Dem ältesten Götterdom,
Stürzt sich, ein Gott, Begeisterung auf der Lippe,
Herab der Gangessstrom;

Und Tempel, die das Weltgeheimnis hüten,
Stehn längs der Flut gereiht; [...]⁶

1856 erschien die Erzählung *Pankraz, der Schmoller* von **Gottfried Keller** (1819-1890), die in ein durchaus reales Indien führt. Der junge Seldwyler Tagedieb Pankraz reißt von zu Hause aus und lässt sich von der britischen *East India Company* als Soldat anwerben. In Indien macht er Karriere, bringt es bis zum Obersten, kehrt dann aber nach einer unerfüllten Liebe zur Tochter des Gouverneurs in die Schweizer Heimat zurück, wo er Mutter und Schwester von seinen Erlebnissen berichtet. Über die Frauen in Indien sagt er:

Doch diese Indierinnen, die schön waren wie die Blumen und gut wie Zucker aussahen und sprachen, waren eben nichts weiter als dies und rührten mich nicht im mindesten, da Schönheit und Güte ohne Salz und Wehrbarkeit mir langweilig vorkamen, und es war mir peinlich zu denken, wie eine solche Frau, wenn sie mein wäre, sich auf keine Weise gegen meine etwaigen schlimmen Launen zu wehren vermöchte. Die europäischen Weiber dagegen, die ich sah, welche größtenteils aus Großbritannien herstammten, schienen schon eher wehrhaft zu sein, jedoch waren sie weniger gut und selbst wenn sie es waren, so betrieben sie die Güte und Ehrbarkeit wie ein abscheulich nüchternes und hausbackenes Handwerk [...]⁷

Leopold Jacoby (1840-1895) geriet als sozialistisch engagierter Schriftsteller unter den Bann des Bismarck'schen Sozialistengesetzes und emigrierte 1882 in die USA, wo er – angeregt von einer Freundin, die in Indien aufgewachsen war – nach gründlichen Bibliotheksstudien sein lyrisch-episches Werk *Çunita. Ein Gedicht aus Indien*⁸ verfasste. Die verwickelte und legendenhafte, gleichwohl indische Orte und Gegebenheiten präzise beschreibende Erzählung in Versen handelt von zwei überkreuz ineinander verliebten Geschwisterpaaren. Der tragische Tod der schönen Çuni-

ta im Ganges versetzt König Siddhar von Benares, der Çunita liebte, zunächst in wilden Zorn auf den mörderischen Fluss. Zugleich sinnt er auf Rache gegen seine vermeintlich ehrlose Schwester Kheri und deren nicht-adligen Liebhaber Amru. Schließlich erfährt er, dass die Götter deren Bund bereits gesegnet haben. Siddhar nimmt von seinem Rachedurst Abstand. Der Leser erkennt, dass er fortan geläutert, gerecht und mit Herz für das einfache Volk herrschen wird.

Im Epilog meldet sich der Autor in eigener Sache zu Wort:

Dem Dichter hat Brama für sein Leben
Das bittere Geschick gegeben,
Daß ihn, der alle Welt entzücke,
Kein Schmuck, kein Reichtum selber schmücke
Und Lebensfreude nicht beglücke,
So wie Zuckerrohr ist der Früchte bloß,
Wie der Sandelbaum ist blütenlos.

Der Bauernsohn **Christian Wagner** (1835-1918), Vertreter einer Ethik strikter Gewaltlosigkeit gegenüber Mensch und Tier, identifizierte sich mit einem Brahminen, der „alles Lebendige schonend und achtend durch die Fluren wandelt“:

Wann der Brahmine wandelt durch's Gefild,
So grüßen ihn so freundlich und so mild,
In innigem Verständnis, nah und ferne
Zahlloser Blumen fromme Augensterne
[. . .]
Es kommen schnurrend, ihm die Hand zu lecken,
Die großen Katzen mit den Pantherflecken;
Der mütterliche Vogel in den Zweigen,
Er lockt und ruft, die Jungen ihm zu zeigen.
So, wo er wandelt und wohin er tritt,
Bringt er den Frieden und den Segen mit.⁹

Arthur Schopenhauer (1788 – 1860) verhalf mit seinem philosophischen Hauptwerk *Die Welt als Wille und Vorstellung* (1819) indischen philosophischen Konzepten zu einer Bekanntheit im deutschsprachigen Raum, die sie sonst wohl kaum erlangt hätten. Sehr positiv äußert er sich über die „Weltverneinung“ der auf den Upanischaden basierenden Vedanta-Philosophie. Deren Begriff der *Maya* ist für ihn die treffende Kennzeichnung einer „Welt als Vorstellung“, der keine eigentliche Realität zukommt:

Es ist die Maja, der Schleier des Truges, welcher die Augen der Sterblichen umhüllt und sie eine Welt sehen lässt, von der man weder sagen kann, dass sie sei, noch dass sie nicht sei: denn sie gleicht dem Traume...

Über die Upanischaden, die Schopenhauer in der lateinischen Übersetzung von Anquetil-Duperron¹⁰ kennenlernte, sagte er:

Es ist die belohnendste und erhabenste Lektüre, die [...] auf der Welt möglich ist; sie ist der Trost meines Lebens gewesen und wird der Trost meines Sterbens sein.

Auch im Buddhismus mit seiner nicht-theistischen Metaphysik und der Lehre von der Leidhaftigkeit des Daseins sieht Schopenhauer die für ihn absolut wünschenswerte Verneinung des Willens zum Leben. Er macht den Buddhismus, den man im Westen bislang allenfalls als eine Variante der brahmanischen Religion wahrgenommen hatte, erstmals wirklich bekannt und löst in Deutschland eine langanhaltende Buddhismus-Begeisterung aus – allerdings mit Verspätung, da Schopenhauers Werk zu seinen Lebzeiten wenig beachtet wurde und erst nach seinem Tod breite Wirkung entfaltete.

Der schriftstellerisch sehr aktive Diplomat **Eduard Grisebach** (1845-1906) war ein Verehrer Schopenhauers, dessen sämtliche Werke er herausgab. Die Nähe zur Philosophie Schopenhauers wird in manchen seiner Gedichte deutlich, die er mit recht großem Erfolg in den Sammlungen *Der neue Tanhäuser* (Berlin 1869) und *Tanhäuser in Rom* (Wien 1875) veröffentlichte. Gedicht XVI des *neuen Tanhäuser* ist Gautama Buddha gewidmet:

Viel tausend jahre gingen schon
vorüber flüchtgen ganges,
seit Buddha's weisheit wandelte
am Indus und am Ganges.

Seit Er vom goldnen throne stieg,
die menschheit zu erlösen
von krankheit, alter, noth und tod,
vom hunger und vom bösen.

Grisebach stellt Buddha und Christus als gleichrangige Menschheitserlöser nebeneinander, deren Werk jedoch unvollendet blieb.

Doch ach! die last der erde ward
noch heute nicht gelinder,
noch immer, immer keuchen fort
die armen erdenkinder; [...]

Rastlos wälzt sich die menschheit fort,
rastlos sich selbst gebärend
und doch im tollen lebensdrang
nach ruh' und glück begehrend. [...]

Wo schlummert dein erhabner geist,
o Buddha, Menschenheiland,
schläft er in einem lotoskelch
auf stillem Gangeseiland?

Erwach, siegreichvollendeter,
uns ruh und glück zu lehren,

o sohn des höchsten, lass dich uns
zum dritten mal gebären!

Buddha und der Buddhismus sind nun in der deutschsprachigen Literatur angekommen. Bereits 1869 veröffentlichte der Schweizer Autor von Dramen, Novellen und Reiseberichten **Joseph Viktor Widmann** (1842-1911) *Buddha. Eine epische Dichtung in zwanzig Gesängen*.¹¹ Das 259 Seiten starke Werk gibt eine ausführliche, auf der inzwischen bekannten Legendenliteratur beruhende Beschreibung von Leben und Wirken Buddhas.

Die österreichische Lyrikerin, Novellistin und Übersetzerin **Betty Paoli** (eigentlich Barbara Elisabeth Glück, 1814-1894) verfasste außer einem *Indische Sprüche* betitelten Gedichtzyklus eine lange Ballade mit dem Titel *Nadara. Indische Legende*. Anders als das offensichtliche Vorbild, Siddhartha Gautama, wird Prinz Nadara von seinem Vater aber nicht daran gehindert, in die Welt hinauszugehen, sondern zwecks Welterkundung auf eine Bildungsfahrt geschickt. Nadara lernt Armut, erotische Versuchung und den Tod kennen und entscheidet sich endlich dafür, der Welt zu entsagen:

Drum lass mich, Welt, auf dich verzichten!
Entsagung, mache du mich frei!
Zum Himalaya will ich flüchten,
und dort in einer Siedelei,
niemals von eines Menschen Fuß betreten,
für's Heil der Welt und für das meine beten!¹²



Betty Paoli, Lithographie von August Prinzhofer, 1847

Der für die buddhistische Philosophie zentrale Begriff des *Nirvana* hat eine ganze Reihe von Autoren zu Gedichten angeregt, in denen sie ihre eigenen Wünsche und Sehnsüchte nach Transzendenz und Erlösung ausdrückten. Der radikal-demokratisch engagierte Schriftsteller **Gottfried Kinkel** (1815-1882), Teilnehmer der Revolution 1848/49, Flüchtling aus preußischer Haft und danach bis zu seinem Tod im Exil in England und der Schweiz, stellt sein Kon-



Gottfried Keller

zept des Nirwana als eines seligen Entwerdens nach einem in seiner ganzen Fülle durchlebten Leben den Jenseitsvorstellungen der jüdisch-christlichen Tradition entgegen:

[...]
 Wie in der schlummertrunkenen Liebsten Schoß
 Wir selig sinken,
 So auch in Gott, des Wollens, Denkens bloß,
 Laßt Rast mich trinken.
 Kein jüdisch Hosiannah, kein griechischer Sphärenklang,

Zum Autor

Reinhold Schein arbeitete in den 1980er und 90er Jahren als DAAD-Lektor für deutsche Sprache und Literatur an der *Poona University* und der *Banaras Hindu University*. Die deutsch-indischen Literaturbeziehungen wurden eins seiner Studiengebiete. Nach seiner Rückkehr aus Indien betätigte er sich auch als Übersetzer von Literatur aus und über Indien. Seine Homepage: www.indienbild.de.

Endnoten

- ¹ In: Friedrich August von Heyden, *Dramatische Novellen*, Königsberg 1819, S. 181–262.
- ² Michael Beer: *Der Paria. Trauerspiel in einem Aufzuge*, erstmals veröffentlicht in: Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1826. Leipzig: Brockhaus 1826.
- ³ Heinrich Heine: *Neue Gedichte*, Hamburg: Hoffmann und Campe 1844.
- ⁴ In: *Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1830*, Leipzig 1829.
- ⁵ Emanuel Geibel: *Neue Gedichte*, Stuttgart: Cotta 1856.
- ⁶ Adolf Friedrich von Schack: *Gesammelte Werke in zehn Bänden*.

Kein flauer Engelsang!
 Kein Zählen der Million von Funkelsternen,
 Kein Wissen ohne Lernen!
 Nur ganz in Gott vergehn! Es soll allein
 Nirwana sein!¹³

Bis zum 1. Weltkrieg entsteht eine große Zahl weiterer Gedichte zu diesem Thema. Einige Lyriker finden ihr persönliches Nirwana-Erlebnis in der Natur:

Christian Morgenstern (1871 – 1914)

Es rauscht der Wind -

Es rauscht der Wind in den hohen Bäumen ...
 Tief unter ihm ich und mein Wort.
 Es rauscht der Wind in den hohen Bäumen ...
 Er rauscht meine Seele mit sich fort -
 Nirwana zu.¹⁴

Oskar Loerke (1884 – 1941)

Das Tal ist wie aus klarem Golde,
 Es stehn im Tale ohne Hauch
 Die Bäume schief wie Trunkenbolde
 An Seen diamantenen Lichts.

Das Tal vergeht zu goldnem Rauch
 Und dann zu goldnem Traume
 Und dann zu goldnem Raume
 Und dann zu goldnem Nichts.¹⁵

(Wird fortgesetzt)

Band 2, Stuttgart³1897, S. 232–233. Das Entstehungsjahr des Gedichtes ließ sich nicht ermitteln.

- ⁷ Gottfried Keller: *Die Leute von Seldwyla*, Braunschweig: Vieweg 1856.
- ⁸ Leopold Jacoby: *Çunita. Ein Gedicht aus Indien*, Hamburg: Richter o. J. [1884?].
- ⁹ In: Christian Wagner: *Märchenerzähler, Brahmine und Seher*, Stuttgart 1885.
- ¹⁰ Abraham Hyacinthe Anquetil-Duperron: *Oupnek'hat*. Zwei Bände, Straßburg 1801–1802. Diese Übersetzung beruht auf einer 1657 verfassten persischen Übertragung von 50 Upanischaden, die der Mogulprinz Dara Shikoh mit Hilfe indischer Sanskritgelehrter angefertigt hatte.
- ¹¹ Erschienen im Verlag der Dalp'schen Buch- und Kunsthandlung, Bern 1869.
- ¹² In: Betty Paoli: *Neueste Gedichte*, Wien: Gerold 1870.
- ¹³ In: Gottfried Keller: *Gedichte. Zweite Sammlung*, Stuttgart: Cotta 1868.
- ¹⁴ aus der Sammlung *Ein Sommer* (1900).
- ¹⁵ aus dem Zyklus *Wanderschaft* (1911).